

III. Literaturbesprechungen

ALLGEMEINES

Robert K. Merton und Elinor Barber: The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science. With an Introduction by James L. Shulman. Princeton: Princeton University Press 2004. 313 Seiten. ISBN 0-691-11754-3. Preis: \$ 29,95.

Robert K. Merton, with the Assistance of Marjorie Fiske and Alberta Curtis: Mass Persuasion. The Social Psychology of a War Bond Drive. Introduction by Peter Simonson. New York: Howard Fertig 2004. 210 Seiten. ISBN 0-86527-440-1. Preis: \$ 12,95.

Mertons Tod im Februar 2003 im Alter von 92 Jahren bedeutete nicht zugleich auch das Ende des Erscheinens von Werken aus seiner Werkstatt. Er war bekannt dafür, kein Freund flotten Publizierens gewesen zu sein; mehr als einmal gab er fast veröffentlichungsreife Arbeiten dann doch nicht zur Veröffentlichung frei. An vielen seiner Manuskripte hat er offenkundig bis zuletzt herumgefeilt. Einen Überblick über die Themen, an denen er arbeitete, bietet der Anhang zu „Three fragments from a sociologist's notebooks“ (Annual Review of Sociology 1987). Dort findet man als Nr. 14 jenes Teils des gigantischen Mertonschen Arbeitsprogramms, der mit „Neologisms as sociological concepts: History and analysis“ überschrieben ist, einen Titel angeführt, der mit dem nun bei Princeton University Press erschienenen Buch fast identisch ist (historical semantics wurde zu sociological semantics).

Im 60-seitigen, stark autobiografischen Nachwort zur vorliegenden Ausgabe schildert Merton die Entstehungsgeschichte dieser Studie über die „diffusion and reconceptualization“ (230) des 1754 von Horace Walpole kreierten Wortes „Serendipity“ (dort auch einige knappe Hinweise zum Programm einer soziologischen Semantik als möglichem Teilgebiet der Soziolinguistik). Zufällig einem Neologismus für „unbeabsichtigte Weisheit“ (accidental sagacity) zu begegnen, musste die Aufmerksamkeit des Verfassers des mittlerweile klassischen Aufsatzes „The unantic-

pated consequences of purposive social action“ (1936, dt. nur in dem von Dreitzel 1972 herausgegebenen Sammelband Sozialer Wandel zugänglich) wecken. Wenn eine solche Begegnung dann auch noch jemandem widerfährt, der als jener Soziologe gelten darf, der die größte Zahl an Neologismen – noch dazu erfolgreich – in das Fach einbrachte, und der lebenslang ein Interesse am Wandel von Semantiken hatte, dann war abzusehen, dass nicht nur der neue Term propagiert und benutzt würde, sondern sich der zufällige Finder dieses sprechenden Ausdrucks auch auf die Suche nach dessen Geschichte machen würde.

„Travels and Adventures“ berichtet über diese Entdeckungsreise, die Merton, begleitet von der Historikerin Elinor Barber, in der Mitte der 1950er Jahre unternahm. Der ungefähr 1958 fertig gestellte Text kam, ergänzt um Vorwort, Einleitung und Nachwort, zuerst 2002 bei Il Mulino in Bologna in italienischer Sprache heraus. Das erste Kapitel berichtet, wo, wann und warum der adelige Gentleman Walpole dieses Wort einem arabischen Märchen entnahm, in dem drei Prinzen aus Serendip (der antike Name für Ceylon/Sri Lanka) während ihrer Reise ständig Entdeckungen machen, nach denen sie gar nicht gesucht hatten. Mit jener, seit der Veröffentlichung von „On the Shoulders of Giants“ (1965) bekannten Liebe für Details, Abschweifungen und Umwege schildern Merton und Barber, auf welchen Wegen dieses Märchen in den Westen kam und wer, neben und nach Walpole, mit oder auch ohne Wissen um dessen bloß briefliche Bezugnahme auf das Märchen davon auch Gebrauch machte (darunter Voltaire und natürlich einige Orientalisten). Daran schließt eine Schilderung des mehrere Jahrzehnte währenden Verschwindens von Serendipity an, dessen Wiederauftauchen im frühen 19. Jahrhundert sich der Edition der Briefe Walpoles verdankt. Es wäre nicht Merton, fände man hier nicht kluge Bemerkungen über Formen und Kontexte von Veröffentlichung, Entdeckung und Wiederentdeckung eines Textes.

Die frühen Viktorianer standen der Person und den Einsichten Walpoles eher distanziert gegenüber, und es sollte daher bis ins späte 19.

Jahrhundert dauern, bis der Neologismus eine freundlichere Rezeptionsumwelt fand. Literaten, Lexikografen und Sammler waren die ersten, die sich der bis dahin nahezu unbeachtet gebliebenen Serendipity annahmen. Erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts fand dieser Ausdruck häufiger Verwendung. In einem höchst vergnüglich zu lesenden Teil berichten die beiden Autoren über Fundstellen, wo sich der Leser nur wundern kann, dass (und vor allem wie) sie gefunden wurden: Das „Industrial Bulletin of Arthur D. Little, Inc.“ (damals eine kleine Firma in Cambridge, Massachusetts) und zwei Harvard-Mediziner waren demnach die ersten, die den Neologismus dem (sozial-)wissenschaftlichen Publikum nahe brachten (die räumliche Nähe der drei ist nebenbei eine schöne Illustration dessen, was in der Innovationsforschung kritische Masse genannt zu werden pflegt; die Autoren schließen nicht aus, dass persönliche Kommunikation, von Merton andernorts „oral publication“ getauft, eine entscheidende Rolle bei der Ausbreitung von Serendipity spielte). Merton selbst hatte keinen geringen Anteil an der heutigen Prominenz der Serendipity, verwendete er doch diesen Begriff erstmals 1945 und dann immer wieder, vor allem in den verschiedenen Auflagen seiner *Social Theory and Social Structure*. Im Nachwort berichtet Merton, dass er vermutlich während seines regelmäßigen Schmökerns im *Oxford English Dictionary* auf dieses Wort gestoßen sei. In einem eigenen Kapitel werden Einträge verschiedener Nachschlagewerke vergleichend analysiert, und Merton führt im Nachwort spätere Funde seiner lexikografischen Suchen an. Auf den Seiten 252ff. findet man eine drei Seiten füllende Liste der Übersetzungen und Transliterationen (laut Langenscheidt 1982 bezeichnet Serendipity „die Gabe, durch Zufall glückliche und unerwartete Entdeckungen zu machen“).

So weit, so vergnüglich zu lesen – doch was hat das alles mit Soziologie zu tun, mögen sich die Leser fragen? Ziemlich viel, wie die abschließenden drei Kapitel der *Travels* demonstrieren. Als Übergang zur soziologischen Betrachtungsweise bieten Merton und Barber eine Sozialgeschichte der Benutzer des Neologismus. Hier zeigen sie, dass Mitglieder verschiedener sozialer Milieus und „statuses“ unterschiedliche Grade von Rezeptivität zeigen. Die beiden Autoren argumentieren, dass die Verbreitung dieses Neologismus (und a fortiori anderer Neologismen) keineswegs bloßem Zufall geschuldet war. Für ein Wort, das „die Gabe, durch Zufall glückliche und unerwartete Entdeckungen zu machen“, auf den Begriff bringt, sind verschiedene Gruppen von Wortschmiedern unterschiedlich empfänglich.

Ehe sich Merton und Barber dieser Frage zuwenden, erörtern sie die moralischen Implikationen von Serendipity. Glück wie Übel verlieren ihre moralische Qualität, wenn ihr Auftreten niemandem kausal zugerechnet werden kann. Das mag uns im Fall des Übels hoch willkommen sein, doch wenn wir etwas nur durch Zufall entdecken, nährt das immerhin Zweifel an unserer Rolle als Entdecker. Das neunte Kapitel „The diverse significance of serendipity in science“ stellt gemeinsam mit dem folgenden über „Serendipity as ideology and politics of science“ nicht weniger als eine konzise Exposition der Mertonschen Wissenschaftssoziologie dar. All jene, die Merton für einen toten alten Funktionalisten von vorgestem halten – bekanntlich ist das die Ansicht postmodern belehrter SSK-ler (sociology of scientific knowledge, für Nicht-Initiierte) –, sollten bei der Lektüre dieser 60 Seiten ihr Vorurteil erschüttert finden.

Die Geschichte (der Philosophie) der (Natur-)Wissenschaften liefert Merton eine große Zahl von Belegen, die allesamt darauf hinauslaufen, dass die Problematik des Zufalls von Entdeckungen Wissenschaftler veranlasste, sich mit wissenschaftstheoretischen, forschungsorganisatorischen und -politischen Problemen auseinander zu setzen. Je nachdem, wie viel Raum man dem Zufall einzuräumen bereit ist, beantwortete man Fragen nach der Rolle von Theorie und Empirie, nach dem pro und contra von Forschungsplanung und über die Zuschreibung der Autorenschaft zu Entdeckungen unterschiedlich. Während individuelle Forscher sich angesichts der Möglichkeit des Auftretens „unbeabsichtigter Weisheit“ mit der Notwendigkeit der Redefinition ihrer Aufgabe und deren optimaler Ausführung konfrontiert sehen, treten in der organisierten Forschung weiter reichende Schwierigkeiten auf: Forschungsdirektoren sind genötigt zu überlegen, wie sie sicher stellen können, dass jeder Mitarbeiter nicht nur die ihm übertragenen Teilarbeiten erledigt, sondern auch noch die Chance eingeräumt erhält, überraschende Entdeckungen machen zu können. Die einst intensiv geführte Debatte über die Finalisierung der Forschung hätte wohl einen anderen Verlauf genommen (oder wenigstens nehmen können), wäre damals dieses Buch zugänglich gewesen.

Der Merton der „*Travels*“ passt weder in das holzschnittartige Bild des Strukturfunktionalisten, wie es in deutschen Lehrbüchern bislang gezeichnet wurde, noch zu jenem Autor, der in *Social Theory and Social Structure* große Anstrengungen unternimmt, die soziologische Theorie begrifflich fein ziseliert zu kodifizieren. Insoweit hier Theoriarbeit betrieben wird, dient sie dazu,

unauffällig den Objektbereich zu strukturieren, Entdeckungen zu ermöglichen und Entdecktes zu ordnen. Im Vordergrund steht unverkennbar die Liebe zu den mannigfachen Details der Geistesgeschichte, zu den verschlungenen Wegen, auf denen Ideen formuliert, verworfen, wieder aufgenommen und weitergedacht werden, wobei die beiden Autoren über all den Kuriositäten, denen sie während ihrer Entdeckungsreise begegneten, die Systematik des soziologischen Zugriffs auf das im Zentrum der Analyse stehende Phänomen der glücklichen Entdeckung nicht aus dem Auge verlieren.

Im Nachwort nimmt sich Merton die Freiheit, in einer Weise aus seinem eigenen Leben zu erzählen, die deutlich seinem Lieblingebuch „Tristram Shandy“ verpflichtet ist. Der späte Merton, der in der deutschsprachigen Soziologie noch viel weniger bekannt ist als der frühe der Social Theory and Social Structure, hat sich höchst erfolgreich aus der Selbstverpflichtung zur strengen Form des wissenschaftlichen Argumentierens verabschiedet, ohne über all den bemerkenswerten Details, die er zu berichten weiß und analysiert, den systematischen Zugriff auf das jeweilige Objekt zu vergessen. Ausgehend von unauffälligen Details – wie hier den semantischen Verschiebungen der Verwendung eines Neologismus – zielt seine Argumentation immer auf Generalisierung und die Identifizierung allgemeiner Muster, die dann auf neue und andere Phänomene übertragen werden, um Folgerungsmengen theoretischer Aussagen abschätzen zu können.

Der andere hier anzuzeigende Text Mertons ist die Neuauflage einer empirischen Untersuchung, die er während des Zweiten Weltkriegs als Mitarbeiter des Office of Radio Research, dem Vorläufer des späteren Bureau of Applied Social Research der Columbia University, durchführte. Wie der Herausgeber Peter Simonson, ein junger Kommunikationswissenschaftler der University of Pittsburgh, in seiner informativen Einleitung zur Neuauflage ausführt, ist diese frühe Arbeit Mertons ein „elegant example of disciplined eclecticism that is characteristically Mertonian.“ Zum einen ist es eine der damals zahlreichen Studien über Propaganda, in diesem Fall über die Wirkungen eines eintägigen Radiomarathons der damaligen Ikone der amerikanischen Massenkultur Kate Smith, die ihre Zuhörer zur Zeichnung von Kriegsanleihen überreden wollte. Über den Rahmen einer Propagandastudie geht Mass Persuasion insofern hinaus, als es die zeitgenössischen Propagandaanstrengungen in die Geschichte der abendländischen Beschäftigung mit Rhetorik einbettet. Schließlich kann man die Studie aber auch unter dem Gesichtspunkt lesen, inwiefern

sie über den der Lazarsfeld-Schule der Kommunikationsforschung zugeschriebenen Schwerpunkt auf die Wirkungen von Massenmedien hinausgeht. Merton verwendet hier erstmals den Begriff des „public image“, der seither zu den Schlüsselbegriffen der Medienanalyse wurde. Die Zuhörschaft bilde eine „pseudo-Gemeinschaft“ (144), worunter Merton in Anlehnung an die bekannte Unterscheidung von Tönnies die „mere pretense of common values in order to further private interests“ versteht. Den überwältigenden Erfolg von Smith sieht Merton in den Worten von Simonson darin begründet, dass deren „multiple images performed key symbolic functions within a society that was undergoing significant structural and ideological stress.“ Simonson schildert in seiner Einleitung den Kontext der Studie und macht deutlich, wie nahe sich damals Mitarbeiter des emigrierten (Frankfurter) Instituts für Sozialforschung und die um den Ex-Wiener Lazarsfeld versammelten Sozialwissenschaftler standen.

Travels and Adventures und die Neuauflage von Mass Persuasion sind bemerkenswerte Werke je eigenen Rechts. Darüber hinaus laden sie deutschsprachige Leser ein, einige liebgewordene Gewissheiten über Merton und die amerikanische Soziologie über Bord zu werfen.

Christian Fleck

*

Jürgen Friedrichs, Robert Kecskes und Christof Wolf: Struktur und sozialer Wandel einer Mittelstadt. Euskirchen 1952–2002. Mit einem Nachwort von Renate Mayntz. Opladen: Leske + Budrich 2002. 276 Seiten. ISBN 3-8100-3658-7. Preis: € 22,90.

Das zu besprechende Buch stellt für die deutsche Soziologie eine glückliche Premiere dar: Vor 50 Jahren hatte Renate Mayntz eine bedeutende und viel beachtete empirische Untersuchung der sozialen Schichtung in Euskirchen durchgeführt und dabei auch historische Quellen miteinbezogen (Renate Mayntz: Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde, Stuttgart: Enke 1958). Ein halbes Jahrhundert später ergab sich die Gelegenheit, diese Studie zu wiederholen. Meines Wissens hat es eine solche Replikation einer Gemeindestudie in Deutschland noch nie gegeben, zumal nicht nach einer so langen Zeitspanne. Die berühmteste Doppeluntersuchung einer Gemeinde in den USA stellen sicher die beiden Middletown-Studien der Lynds dar; aber zwischen den beiden Untersuchungszeiträumen liegt keine so lange Zeitspanne. Ein weiterer